

Von der Lust, ein Haus zu bauen

Vielleicht ist dies die größte Verlockung, die es jenseits der Liebe gibt. Ein Zeugnis von Beständigkeit, Kraft und Stolz muss es sein. Über die archaischen Grundlagen der Architektur und der Mobilien in immobilien Zeiten. Von Thomas Steinfeld

Sie wollen ein Haus? Ha! Aber selbstverständlich gibt es Häuser zum Wollen, überall, manche mit der Toilette neben dem Windfang, gleich rechts neben der Eingangstür, mit kleinen Gärten und Bastelkellern, andere mit vier Aufzügen und einem gewaltigen, sich über vier Stockwerke erstreckenden Foyer, und alles ist entzückend oder beeindruckend oder einfach nur praktisch. Ein richtiges Haus ist ein Zuhause, auch wenn man nur neun Stunden am Tag darin verbringt, und deswegen ist ein Haus auch etwas ganz anderes als eine Wohnung oder ein Büro, das irgendwie in ein Haus mit vielen Wohnungen oder Büros eingelassen ist. Ein richtiges Haus ist eine feste Schale, von der man meinen kann, dass man sich darin von einem nervösen, erschöpften und furchtsamen Menschen zu einem gelassenen und selbstbewussten zu verwandeln vermag. Denn das Leben braucht eine Fassade, es bedarf einer Front, durch die man die Außenwelt betrachten kann, während die Außenwelt nur dann zu einem selbst vordringen darf, wenn man sie dazu einlädt. Deshalb sind, nebenbei gesagt, gläserne Fassaden, im privaten Häuserbau wie – und darin noch viel mehr – in der Architektur von Bürobauten so beliebt: Sie verhalten sich zum steinernen Bau mit vielen kleinen Fenstern wie eine große, dunkle, verspiegelte Sonnenbrille zu einem Türspion.

Ein Haus muss also her, ein Haus wie kein anderes, ein ganz eigenes Haus, sichtbar für alle. Ein Haus zu bauen, für sich selbst, für sein Unternehmen, ist eine ungeheure Verlockung, die größte vielleicht, die es in unseren Zeiten jenseits der Liebe gibt. Und es muss, immer wieder und immer wieder aufs Neue, etwas Endgültiges sein, ein massives Zeugnis von Beständigkeit und Stolz und geistiger Kraft. Ein solches Haus, das heißt: ein Haus als Ausdruck einer schicksalhaften Verbindung zwischen dem Bewohner und seiner materiellen Umgebung, ist, wenn man einmal von den repräsentativen Bauten des absolutistischen Adels und deren Übertragungen in die Sphäre des Rechts und der Kunst absieht, eine junge Erfindung. Solche Häuser gibt es eigentlich erst seit dem neunzehnten Jahrhundert, und im privaten Bauwesen genauer: seit dessen zweiter Hälfte. Das eigene Haus, ganz gleich, ob ein Mensch allein darin wohnt, eine Familie, eine Firma, ein Unternehmen, verwandelt sich seitdem gern in ein Kunstwerk, und oft zum persönlichsten aller Kunstwerke. Das Unkünstlerische, das jedem Haus eignet, weil es auch zum Wohnen oder zum Arbeiten zu dienen hat, wird also einer umfassenden individuellen Symbolik unterworfen. Deshalb besitzen diese Häuser immer auch etwas Unpraktisches und Malerisches. Und das gilt auch und ganz besonders für Häuser, die ganz und gar funktional sein, in ihrem praktischen Nutzen aufgehen sollen. In ihnen wird die Befreiung vom Ornament zum größten aller Ornamente.

Menschen, die wirkliche, also geschichtsphilosophisch geschulte Materialisten zu sein behaupten, sind ja selten welche: Sie meinen, ihren Blick ganz auf die Gegenwart zu richten, aber sie kennen eigentlich nur das versprochene Paradies. Sie rechnen auf das Opfer der Gegenwart an der Zukunft. So sehen dann auch ihre Häuser aus, eher Unterbringungen als Wohnstätten. Ganz anders ist es mit Menschen, die sich daran gewöhnt haben, jedes Engagement als Investition, und das heißt tatsächlich: als bis auf weiteres ungedeckten Wechsel auf die Zukunft zu betrachten. Bei ihnen entstehen, nicht trotz, sondern wegen ihrer beständig durch das Futur definierten Weltanschauung, diesseitige Alternativen zum Reich Gottes: eine idealische Kultur, die sich vorzugsweise im Bauwesen niederschlägt und die unterschiedlichsten Menschen, auch die freundlichsten und harmlosesten, zu Fachleuten macht. Und wenn sie zu bauen beginnen, entstehen nicht nur Prachtbauten aller Art, schlichte Reihenhäuser und extravagante Konzernzentralen, sondern vor allem Denkmäler der Sesshaftigkeit, in denen massenhaft auftretende Künstler eines neuen Typs, Hausbesitzer im emphatischen Sinne des Wortes, den umherirrenden Vaganten des gewöhnlichen Lebens entgegentreten, die spätestens seit Dante zwar immer von ihrem verlorenen Ort träumen, ihn aber nie erreichen – und wenn doch, nicht fähig oder willens sind, sich darin wirklich niederzulassen oder, kaum angekommen, meinen, sie hätten wieder einmal die richtige Stätte verfehlt. Immer wieder wird beklagt, vor allem von den Anwälten der Architekten, die Regeln und Traditionen des Faches spielten in der Öffentlichkeit eine allzu gering geschätzte Rolle. Das Gegenteil ist der Fall: Der Bausinn ist gegenwärtig – und schon eine ganze Weile – die am weitesten verbreitete Form des ästhetischen Bewusstseins. Allerdings hat, das muss man zugeben, die entfesselte Symbolik entfesselter Bauherren nicht unbedingt etwas mit den Regeln und Traditionen einer fachlich betriebenen Architektur zu tun.

Sie wollen ein Haus? Ha! Schauen Sie sich um: Hier stehen die Wohnstätten von Privatleuten, Zitadellen für einen Menschen allein, weit in das offene Land hinausgebaut, Burgbauten für die kleine Familie, die nur für begrenzte Zeit funktionieren. Dort stehen Büro- und Verwaltungsgebäude, in denen Hunderte, ja Tausende von Angestellten die beste, weil fruchtbarste Zeit ihres Lebens verbringen. Auch sie funktionieren nur begrenzte Zeit, für einen von vornherein auf zwanzig oder dreißig Jahre festgelegten Verwertungszyklus. Und auch noch etwas anderes haben sie mit zeitgemäßen Einfamilienhäusern gemein: dass man sie nicht allein lassen kann, dass sie, anders als die allermeisten historischen Bauten, nicht für ein paar Monate, geschweige denn Jahre, ohne Aufsicht bleiben können. Denn sie bedürfen der ständigen Pflege und Unterhaltung. So wie das kleine Haus nicht mehr für eine Folge von Generationen geschaffen ist, ist das große nicht mehr das Gegenstück zu Landschaft und Natur. Das kann nicht anders sein, und sinnlos wäre es, sich in einem Anfall gelebter Kulturkritik dagegen aufzulehnen. Denn der Bürger, das im emphatischen Sinne gesellschaftliche

Wesen des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts, mochte noch glauben, an der Verbesserung der Welt zu arbeiten. Es gibt ihn kaum noch, und wenn, dann in seiner sektiererischen Verfallsform, als Retter zukünftiger Welten. Der Privatmensch hingegen ist darauf verwiesen, ins Nichts einzugehen, aus der Geschichte zu verschwinden – und er weiß es und richtet sich darauf ein. Privatmenschen sind wir nun alle, einschließlich der Körperschaften bürgerlichen Rechts. Aber etwas anderes ist uns geblieben, ja im Lauf der Zeit immer größer geworden: ein Pathos, das es in anderen, älteren Gesellschaften nicht gab und das vielleicht auch wieder verschwinden wird, zusammen mit allen Leerverkäufen, Futures und Bonds, mit der gigantischen, unsere gesamte Welt beherrschenden Anstrengung, die Zukunft in eine Gewissheit verwandeln zu wollen und gegen jede Form der Unsicherheit anzubauen, der Hang zur großen Geste, am besten vor noch größerer Kulisse: ein jedes Haus ein Turm für Souveräne über geschlossene Universen, ein jedes eine Burg für auserlesene Menschen in ihrer Pracht und Heimlichkeit, ein jedes ein Kastell, das Innere schützend, das Unbekannte ausschließend, ein großes Ding, vor dem man innehält und sinnt. Leidenschaft, Einsiedlertum und Schaustellung fallen beim Bauen von Häusern gerne in eins. Doch ließe sich nicht sagen, man habe es dabei immer mit vergeblichen, von vornherein zum Scheitern verurteilten Anstrengungen zu tun. Denn Bauen heißt tatsächlich: die Welt gestalten. Und merkwürdig – es geht dabei in einem solchen Maß um Wahrheit, dass dem Bauen der philosophische Ernst nicht auszutreiben ist. Deshalb, und vermutlich: nur deshalb, geht es auch immer wieder gut.

Seit dem späten 19. Jahrhundert wandelt sich das Eigenheim gern in ein Kunstwerk.

Der Privatmensch ist darauf verwiesen, ins Nichts einzugehen.

Die „Urhütte“ (im Bild unten nach einem Titelblatt von Laugier's „Essai sur l'architecture“, 1753) ist der bildhafte Urgrund aller architektonischen Sehnsucht. Aber man kann es, nach Frei Otto, auch so formulieren: „Der Mensch baut, um zu bauen.“ Das Sinnbild solchen Tuns aber ist: Lego. Fotos: fotototo/blickwinkel, oh

Copyright ©:

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München

Jegliche Veröffentlichung exklusiv über www.sz-content.de